



UNIVERSITÄTS-
BIBLIOTHEK
PADERBORN

Tausend Jahre deutsch-französischer Beziehungen

Haller, Johannes

Stuttgart [u.a.], 1930

3.

[urn:nbn:de:hbz:466:1-77090](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-77090)

Das große Erdbeben, das in Frankreich seit dem Sommer 1789 den jahrhundertealten klerikal-feudalen Ständestaat umstürzte und dem bürgerlichen Gleichheitsstaate Platz schuf, die Französische Revolution, das Urbild und oft nachgeahmte Vorbild aller Staatsumwälzungen der neuesten Zeit, verläuft wie ein kunstgerecht gebautes Drama in mehreren Akten und vielen Auftritten. Schon der Umsturz selbst spielt sich in zwei getrennten Stößen ab, so daß man eigentlich von zwei Revolutionen sprechen darf. Die erste bringt den Sieg über das absolute Königtum und gibt Frankreich in der Verfassung vom September 1791 die Gestalt einer konstitutionellen Monarchie. Ihre Führer sind Männer aus dem liberalen Adel, Grafen, Marquis, Herzöge: Mirabeau, Lafayette, Orléans. Ganz anders der zweite Akt. Da ist es der Mittelstand, der die Monarchie selbst beseitigt, die Republik aufrichtet, Männer des Wortes und der Feder, meist Anwälte und Schriftsteller, verkannte Talente, auch Entgeiste und Deklassierte: Brissot, Merlin, Danton, Robespierre usw.

Die beiden Gruppen wollen verschiedene Dinge, sie unterscheiden sich auch in ihrer auswärtigen Politik. Die Gesinnung der liberalen Aristokratie kennen wir schon: es ist dieselbe, die in den letzten Jahren vor der Revolution die Politik des Landes bestimmt hatte. Frankreich ist gesättigt, bedarf keines Zuwachses; sein Einfluß, überall herrschend mit den Mitteln des Geistes, der Ideen, der Sprache, der Sitte, sichert ihm ohnehin die Hegemonie und kann nur wachsen, wenn es nach außen den Frieden und das Recht vertritt, im Innern sich vervollkommnet und durch sein Vorbild alle Nationen in seinen Bann zwingt. „Alle freien Völker“, so ruft Mirabeau, „bilden eine Genossenschaft zum Schutz gegen die Tyrannen. Die Farben Frankreichs

sollen auf allen Meeren wehen, allenthalben Achtung gebietend, nicht als Zeichen von Kampf und Sieg, sondern als Zeichen heiliger Verbrüderung der Freiheitsfreunde auf der ganzen Erde.“ Ein neues Völkerrecht soll das alte verdrängen: die Idee der Gerechtigkeit. Die bisherigen Verträge gelten nicht mehr — „Irrtümer der Könige, Ränke ihrer Minister“, wie Merlin sich ausdrückte. Freiheit, Gleichheit, Brüderlichkeit auch unter den Nationen! Aus diesem Geiste geht die Erklärung der Nationalversammlung vom 22. Mai 1790 hervor: „Die französische Nation verzichtet auf jeden Krieg in erobernder Absicht und wird niemals ihre Macht gegen die Freiheit irgend eines Volkes gebrauchen.“

Ganz so uneigennützig, wie es klang, war das doch nicht gemeint. Mit dem kosmopolitischen Ideal sollte der Vorteil Frankreichs sich decken. Das verriet derselbe Mirabeau, der so erbaulich von Völkerbund und Verbrüderung der freien Nationen zu sprechen wußte, wenn er an einen Freund in Deutschland schon am 31. Januar 1790 schrieb: „Ist Frankreich vernünftig und versteht es sich auf seinen Vorteil, so kann es Bündnisse haben, die so viel wert sind wie die schönsten Eroberungen. Kraft einer guten Verfassung würde es bald den Rhein erreicht haben und, was mehr ist, einen unwiderstehlichen Einfluß auf alle Regierungen Europas üben durch die Vervollkommnung und den höchsten Glückszustand der Menschheit.“

Nicht ganz zwei Jahre waren verflossen seit jener friedeatmenden Erklärung vom 22. Mai 1790, da wurde am 20. April 1792 an derselben Stelle die Kriegserklärung an Österreich mit allen gegen sieben Stimmen beschlossen. Ein einziger Redner hatte dagegen zu sprechen gewagt und war kaum gehört worden. Inzwischen war die zweite Nationalversammlung zusammengetreten, die „Gesetzgebende“, und in ihr herrschte nicht mehr das liberal-aristokratische, konstitutionell-monarchische Element, sondern das demokratisch-republikanische. In diesen Kreisen lebte ein anderer Geist. Zwar gab man sich den Anschein, den früher verkündigten geheiligten Grundsätzen treuzubleiben: nur „zum Schutze

der eigenen Freiheit und Unabhängigkeit“ wollte Frankreich diesen Krieg auf sich nehmen, der „nicht ein Krieg von Volk zu Volk, sondern die gerechte Verteidigung eines freien Volkes gegen den ungerechten Angriff eines Königs“ sei. In Wahrheit hatte man den Krieg gewollt, um durch ihn die Nachbarn zur Revolution mit fortzureißen, die eigenen Grundsätze überall zur Herrschaft zu bringen und damit Frankreich die Vormacht in Europa zu sichern. Es spielte noch allerlei anderes hinein, vor allem die Berechnung, daß aus dem Kriege der Sturz der Monarchie in Frankreich selbst hervorgehen werde. Die stärkste Triebfeder aber war doch die Absicht der revolutionären Propaganda. Wenn Merlin den Sinn des Beschlusses in die Worte kleidete: „Krieg den Königen, Friede den Nationen“, so war es deutlich: der Sturz der Monarchie, die Begründung der Republik in den Nachbarländern und damit der französischen Vorherrschaft über sie war das eigentliche Kriegsziel.

Man dachte sich den Krieg allein gegen Österreich gerichtet und als einen Krieg von kurzer Dauer, der das Haus Habsburg aus den Niederlanden — die Bezeichnung Belgien kam eben damals auf — vertreiben würde. Man rechnete auf die Neutralität des deutschen Reiches und Englands, hoffte sogar auf ein Bündnis mit Preußen. Es wurde ein Weltkrieg, der über zwanzig Jahre dauerte, das Antlitz Europas vorübergehend vollkommen veränderte und ihm seine dauernden Spuren aufgedrückt hat.

Wie jeder Weltkrieg der letzten dreihundert Jahre war auch dieser in erster Linie ein deutsch-französischer Krieg. Nicht zwar in seiner tieferen Bedeutung. Der Eintritt Englands, hervorgerufen durch die französische Besetzung Belgiens, verlegte den weltgeschichtlichen Schwerpunkt des Kampfes, ganz wie im Spanischen Erbfolgekrieg, aufs Meer und in außer-europäische Länder. Sein größtes Ergebnis war denn auch das Ende des französischen Kolonialreiches und die Vollen- dung der englischen Weltherrschaft. Ausgefochten aber wurde dieser englisch-französische Zweikampf zur größeren Hälfte auf deutschem Boden, und kein Land hat seine Wech-

Haller, Tausend Jahre . . . 5

selfälle stärker zu spüren gehabt, keines durch ihn eine tiefere Veränderung seines ganzen Daseins erfahren als Deutschland. In Deutschland hat er seinen Anfang genommen, vorwiegend mit deutschen Kräften ist er geführt, durch deutsche Kräfte schließlich beendet worden, und die Umgestaltung der deutschen Karte ist sein greifbarstes Ergebnis.

Eine Quisquilie, eine staatsrechtliche Kuriosität und politische Bagatelle hatte seinen Anlaß gebildet. Es handelte sich um das Elsaß. Nicht um die Provinz selbst und ihre Zugehörigkeit zum einen oder andern Staat. Daß das Elsaß der französischen Krone gehöre und diese dort die volle Souveränität ausübe, war durch die Friedensverträge von Münster und Rijswijk entschieden und durch die Gewohnheit eines Jahrhunderts anerkannt. Aber diese Verträge hatten die grundherrlich-feudalen Rechte deutscher Fürsten und Herren — fünfzehn an Zahl — in einzelnen Landesteilen bestehen lassen, Rechte, die sich nur noch in gewissen Abgaben ausdrückten. Durch die Beschlüsse der Nationalversammlung — Aufhebung aller feudalen Lasten und Einziehung der Kirchengüter, Beschlüsse, die man ohne weiteres auch auf das Elsaß angewandt hatte — waren diese deutschen Reichsstände ihrer elsässischen Einnahmen verlustig gegangen. Entgegenkommender als sonst hatte die französische Regierung zunächst Entschädigung angeboten. Hätte man gewollt, so wäre es ein leichtes gewesen, den Krieg zu vermeiden. Aber auch auf deutscher Seite gab es Elemente, die zum Kriege drängten: eigensinnige Fürsten, die bei der Entschädigung zu kurz zu kommen fürchteten, andere, die bei einem Sieg über Frankreich zu gewinnen hofften, wieder andere, denen es um die Befreiung des unglücklichen Königspaares zu tun war. Dahinter stand die Schar der französischen Emigranten, die mit deutscher Hilfe in die Heimat zurückzukehren wünschten. Sie alle drängten den Kaiser, sich der „possidierenden“ Fürsten anzunehmen, ihre Sache zur Reichssache zu machen und für sie das Schwert zu ziehen.

Solange Kaiser Leopold II. lebte, war die Frage in Wien mit merklicher Kühle behandelt worden. Viel eifriger war

man in Berlin, wo Friedrich Wilhelm II., romantischen Anwandlungen immer zugänglich, ehrgeizig und kurzsichtig zugleich, sich in der Vorstellung gefiel, als ritterlicher Vorkämpfer des monarchischen Gedankens die Lorbeeren von Roßbach neu ergrünen zu lassen. Kaiser Leopold, beraten vom alten Fürsten Kaunitz, neigte trotz aller Teilnahme für seine Schwester Marie Antoinette dazu, den Fall ganz nüchtern zu behandeln und Frankreich sich selbst zu überlassen. Er sagte sich, sprach es auch aus, daß die Lähmung Frankreichs, die sich aus der Revolution ergeben hatte, für Österreich vorteilhaft sei; daß eine Wiederherstellung des absoluten Königtums auch das frühere Übergewicht Frankreichs wiederherstellen würde; daß also Österreich nichts zu gewinnen, höchstens zu verlieren haben würde, wenn es sich der „Possidierenden“ annähme und es darüber zum Kriege käme. So wäre denn, trotz alles Drängens und Treibens der Emigranten, der Krieg schwerlich ausgebrochen, hätten die in Paris an die Oberfläche gekommenen Elemente ihn nicht gewollt und für notwendig gehalten, „um die Revolution zu vollenden“, wie einer der Abgeordneten offen eingestand, und wäre nicht Kaiser Leopold in dem Augenblick, wo Frankreich mit einem fast beleidigenden Ultimatum an ihn herantrat, plötzlich gestorben. Sein Sohn Franz II., 24 Jahre alt, unerfahren, beschränkt und hochmütig, nahm die Herausforderung auf, die Leopold noch hatte liegen lassen, Preußen schloß sich ihm an, und so begann nach dreimonatigen Vorbereitungen im August 1792 der Feldzug.

Waren die französischen Kriegstreiber in Irrtum und verschwommenem Enthusiasmus befangen, so waren sich auch ihre Gegner nicht klar, was sie eigentlich wollten. Kein Zweifel, daß es damals möglich gewesen wäre, die französische Macht auf lange hinaus völlig zu vernichten und Deutschland das Übergewicht vergangener Zeiten wiederzugeben, wenn man es ernstlich wollte. Aber so weit reichten die Gedanken weder in Wien noch in Berlin. Über das praktische Ziel bestand keinerlei Vereinbarung zwischen den Verbündeten. Wohl war hier wie dort davon die Rede gewesen — es lag ja

so nahe, es lag förmlich in der Luft, und auch am Reichstag in Regensburg sprach man davon —, Elsaß und Lothringen zurückzufordern, zunächst als Pfand für Erstattung der Kriegskosten, um es später ganz zu behalten. Aber ausgemacht war das keineswegs, ja, es war sogar zweifelhaft, ob man darin einig sei. Wem hätten denn die beiden Länder zufallen müssen, wem anders als dem Kaiser, dem das Elsaß größtenteils einst gehört hatte und der selbst Nachkomme und Erbe der Herzöge von Lothringen war? Eine solche Vergrößerung Österreichs aber war nicht das, was man in Berlin wünschte, zum mindesten mußte Preußen dann ebenfalls einen Zuwachs erhalten. Man hat von Jülich und Berg gesprochen, die aber dem Haus Bayern gehörten, deren Erwerb also weitere Verschiebungen zur Voraussetzung hatte. Dazu kam das ängstliche Mißtrauen, womit die beiden Verbündeten einander im Osten gegenüberstanden, jeder nach Vergrößerung aus der Erbmasse des sterbenden Polen begierig und keiner dem andern einen Zuwachs gönnend.

War man sich über die praktischen Absichten weder klar noch einig, so blieb als Kriegsziel nichts weiter übrig als die Rettung der Monarchie in Frankreich. Aus dieser Unklarheit, ja Gedankenlosigkeit ging das unglückliche Manifest hervor, womit der Oberbefehlshaber der verbündeten Armee, Herzog Ferdinand von Braunschweig, den Feldzug eröffnete. Es war in den Kreisen der französischen Emigranten verfaßt, machte in blutrünstigen Wendungen jeden einzelnen Franzosen für Leben und Sicherheit des Königspaares haftbar und drohte mit Mord und Brand und Verwüstung von Städten und Dörfern, wenn den Majestäten ein Haar gekrümmt würde. Besser hätte man es nicht anfangen können, wenn man auch den letzten Franzosen davon überzeugen wollte, es handle sich um Freiheit und Unabhängigkeit seines Vaterlands, um Leben und Eigentum jedes einzelnen. Ein Zustrom von Freiwilligen, wie man ihn noch nie gekannt hatte, war die Antwort der französischen Nation. „Das Manifest des Herzogs von Braunschweig“, so bezeugt ein Augenzeuge, der spätere Marschall Gouvion St. Cyr, „brachte uns in weniger als

3 Wochen über 100 Bataillone.“ Die Freiwilligen waren unerfahren, unausgebildet, von wenigen Offizieren geführt — die Mehrzahl des adligen Offizierkorps hatte längst den Dienst, zum Teil das Land verlassen —, aber sie waren mutig, tapfer, opferwillig bis zum äußersten. „Der Patriotismus ersetzte alles“, sagt St. Cyr. So wirkten sie unter der geschickten Leitung von Generälen wie Dumouriez und Kellermann bei Valmy am 22. September 1792, einen Tag, nachdem in Paris das Königtum gestürzt und die Republik verkündigt worden war, das Wunder, daß der Feind, die weltberühmten Regimenter Friedrichs des Großen, vor ihnen kehrt machte und den Rückzug antrat. Es war einer der Tage, an denen die Zeitalter sich scheiden. Goethe, der mit dem Seherblick des Genies den Vorgang beobachtete, wußte es und sprach es sogleich aus, daß von diesem Tage eine neue Zeit ihren Anfang genommen hatte.

Die Revolution hatte in Frankreich viel zerstört, aber sie hatte eine Kraft geweckt, die längst im Volke schlummerte und nur darauf wartete, daß man sie rief: den Patriotismus einer ihrer selbst bewußt gewordenen, im Glauben an sich selbst und in der Liebe zum Vaterland einigen Nation. Die Verkörperung dieses Geistes war die Armee. Sie kämpfte vor allem gegen die abtrünnigen Volksgenossen, die der Heimat untreu geworden waren und jetzt den Feind ins Land führten. Nichts Neues, nicht erst aus den Verbrüderungsfesten der Revolution hervorgegangen war diese leidenschaftliche Vaterlandsliebe, dieser unerbittliche Ruf nach Einheit der Nation. Jahrhunderte hatten daran gearbeitet, die Kräfte geschaffen, die jetzt durch die Umwälzung erst voll entbunden wurden, da zum ersten Male das Volk nicht auf höheren Befehl, nein, ganz aus sich heraus zu handeln berufen war. Man kann es nicht besser ausdrücken als in dem schönen Vergleich, den Albert Sorel gefunden hat: die Monarchie hatte das Metall in ihre Form gegossen, die Revolution hatte die Form zerbrochen, der Kern trat hervor, fest und hart, der Guß war gelungen. Das hat Frankreich die Kraft gegeben, einen vom Zaune gebrochenen Krieg gegen alle Mächte der alten Zeit,

unvorbereitet, ungerüstet, unter den allerschwierigsten Umständen, den Bürgerkrieg im Lande, jahrelang fortzusetzen und, als das Feldherrngenie ihm zu Hilfe kam, siegreich zu gewinnen. Das war die ungeheure Überraschung für die übrige Welt, die geglaubt hatte, Frankreich sei tot: das totgesagte entwickelte Kräfte, die sich ganz Europa gewachsen, zuletzt überlegen zeigten. Mirabeau, der es nicht mehr erlebte, hatte es schon gewußt und vorausgesagt, als er den Ausspruch Burkes, Frankreich sei nur noch ein leerer Raum, eine große Dummheit nannte: Frankreich, sagte er, ist ein Vulkan, jeden Augenblick bereit auszubrechen und sich nach allen Seiten zu ergießen.

Wenn ein Vulkan ausbricht, so kommt zum Vorschein, was zu tiefst in ihm verborgen lag. Die Revolution hatte mit dem Patriotismus zugleich alles andere an die Oberfläche geschleudert, was im französischen Volke seit Jahrhunderten aufgespeichert war, die urreigensten Instinkte der Rasse, gute und böse: die frohgemute Abenteuerlust, das kühne Heldentum, die leichtentflammte Begeisterung für glänzende Ideale, aber auch die Eitelkeit, die sich bewundert sehen, die Herrschsucht, die sich überlegen fühlen will, die Rachsucht, die nie vergißt noch verzeiht, und die Grausamkeit, die die Qual des Opfers genießt; nicht zu vergessen die räuberische Habgier, die alles besitzen, alles an sich raffen und dem Nachbarn gar nichts gönnen will. Damit zugleich aber waren auch die alten Überlieferungen erwacht, die der Nation seit Jahrhunderten von ihrer Literatur gepredigt, von ihren größten Herrschern und Staatsmännern vorgelebt waren: daß das französische Volk als der rechte Erbe eines ehemaligen Weltreiches, das erste Volk der Christenheit, die älteste Tochter und Nachfolgerin Roms berufen sei, die europäische Kulturwelt zu führen, Europa zu beherrschen.

In diesen Vorstellungen, mochte die Politik des Königs sie zurzeit auch wenig hervortreten lassen, war die Generation aufgewachsen und unterrichtet worden, die jetzt die Macht erobert hatte. Sie hatte nie etwas anderes gelesen noch gelernt. Voltaire, in dem sie ihren geistigen Befreier verehrte,

hatte in seinem „Zeitalter Ludwigs XIV.“ das Hohelied der französischen Weltmacht gesungen, und ihr Abgott Rousseau, der Prophet des irdischen Naturparadieses, hatte die Lehre von den natürlichen Grenzen als unumstößliche Wahrheit vorgetragen. Kann man sich wundern, daß das junge Geschlecht — die Abgeordneten der Gesetzgebenden Versammlung waren in der Mehrzahl noch nicht 35 Jahre alt —, das aus solcher Schule kam, als es nun, fast ohne Kenntnis der Welt, durchweg ohne jede eigene Erfahrung, mit der Macht über den Staat die Gelegenheit gewonnen hatte, seine Gedanken in die Tat umzusetzen, daß es fast unwillkürlich die alten Pläne der Eroberung, die unter Richelieu und Ludwig XIV. nur halb ausgeführt waren, zu vollenden unternahm? Daß in den Reden der Nationalversammlung das Vorbild Ludwigs XIV. alle Augenblicke angerufen wurde? Kann man sich wundern, daß für diese Menschen der Kampf für die Ausbreitung des neuen Evangeliums von Freiheit und Brüderlichkeit aller Völker zusammenfiel mit der Ausdehnung der Grenzen des eigenen Landes bis an die Linie, die ihnen von Natur und Geschichte vorgezeichnet sein sollte? War denn nicht die Einverleibung in das Vaterland der Freiheit sicherste Bürgschaft der Glückseligkeit für jedes Volk? Wie bei den Kreuzrittern Gottfrieds von Bouillon der schwärmerische Glaube an Gott und die Heiligen mit der Gier nach Beute, so flossen bei den Politikern und Soldaten der Revolution Weltbeglückung und Eroberung in eins zusammen.

Es dauerte nicht lange, so hatten die natürlichen Instinkte auch die letzten schwachen Dämme weltbürgerlich-pazifistischer Doktrin durchbrochen, und in ungehemmtem Strom ergoß sich die französische Eroberung über die östlichen Nachbarn. Die unverhofften Erfolge der Armee wirkten fortreißend, sie zwangen zum Entschluß. Als hinter dem abziehenden Feinde her Dumouriez in Belgien einfiel, die Österreicher bei Jemappes schlug und das Land besetzte, während Custine fast ohne einen Schuß Speyer, Worms und Mainz zur Übergabe zwang und das Rheinland bis an die Mosel einnahm, da gab es kein Halten mehr. Mit den Siegen der Armee muß-

ten die Beschlüsse des Pariser Konvents Schritt halten. Noch schwankte man zwischen einem System verbündeter Nachbarrepubliken und der schlichten Einverleibung. Die eigene Geldnot gab zuletzt den Ausschlag. Um den Krieg zu bezahlen, mußte man annectieren. Es waren reiche Länder, um die es sich handelte, sie sollten helfen, die hohe Sendung erfüllen, der Frankreich sich gewidmet hatte.

Seit Monaten sprachen die leitenden Männer, Dumouriez, Brissot, Cambon, Grégoire, unter sich und gelegentlich auch auf der Tribüne davon, auf die „natürlichen Grenzen“ waren ihre Augen gerichtet. Die Losung hatte Dumouriez noch als königlicher Minister in einem Kronrat Ludwigs XVI. ausgegeben. „Frankreich“, hatte er gesagt, „kann dauernde Sicherheit nur hinter dem Schutzwall des Rheins genießen.“ Seitdem war der Gedanke Gemeingut geworden. Der letzte Widerspruch verstummte, als der Mann, der zurzeit die Regierung beherrschte, aussprach, was schon die große Mehrheit dachte. Die Rede, die Danton am 31. Januar 1793 im Konvent hielt, ragt weit empor über all die vielen Eintagsreden, die jene Versammlung gehört hat und die nur als Beiträge zur Kenntnis eines Augenblickes Bedeutung haben. Dantons Worte sind das Programm geworden, dem die Politik Frankreichs gefolgt ist unter dem Wohlfahrtsausschuß und dem Direktorium, unter Napoleon und den Bourbons; sie sind Programm geblieben für die Julimonarchie, für das zweite Kaiserreich und für die dritte Republik, sie waren es während des Weltkriegs und im Frieden von Versailles, und es wird sehr starker und dauernder Beweise, Beweise der Tat, nicht Worte und Erklärungen, bedürfen, um die Welt davon zu überzeugen, daß sie es nicht auch in Zukunft bleiben werden.

Hören wir Danton! Er mußte sich nach zwei Seiten wenden. Wollten die einen schlechterdings von gar keinen Grenzen für die Propaganda der Eroberung hören, so gab es auch solche, denen jede Annexion zuviel erschien. Beiden zugleich galt sein Zuruf: „Umsonst sucht man die Befürchtung zu wecken, daß die Republik sich zu weit ausdehnen könnte. Die Grenzen Frankreichs sind von der Natur abgesteckt. Wir werden sie

an ihren vier Enden erreichen: am Ozean, an den Ufern des Rheins, an den Alpen, an den Pyrenäen. Keine Macht kann uns aufhalten.“ Vierzehn Tage später empfing der Konvent einen Bericht über diese Frage. Sein Verfasser war Carnot, der geniale Organisator des Krieges. Er war ursprünglich Eroberungen abgeneigt gewesen, hatte insbesondere gegen die Rheingrenze mancherlei Einwendungen gemacht und der alten, unter Ludwig XIV. geschaffenen Befestigungslinie des Königreiches den Vorzug gegeben. Aber auch er hatte sich bekehrt und bekannte sich jetzt zur herrschenden Meinung. In seinem Bericht hieß es: „Die alten und natürlichen Grenzen Frankreichs sind der Rhein, die Alpen und die Pyrenäen. Was daran fehlt, ist durch Usurpation verloren gegangen; es wäre kein Unrecht, es wieder zu nehmen.“ Der Bericht wurde einstimmig angenommen, und bis zum 30. März waren die Dekrete, eines nach dem andern, beschlossen, durch die Belgien und das linke Rheinufer für Teile des französischen Staatsgebiets erklärt wurden.

Darum ging nun acht Jahre lang der Krieg. Ein Krieg zwischen sehr ungleichen Gegnern: eine ganze Nation auf der einen Seite, bei aller inneren Zerrissenheit doch einig in dem festen Willen, ihre Unabhängigkeit zu wahren und ihren Platz in der Welt zu behaupten, überreich an Kräften in ihrem Schoß, aus dem, unter heillosester Zerrüttung der öffentlichen Ordnung, wie im gärenden Frühling immer neue Talente der Verwaltung und Kriegführung in schier unerschöpflicher Fülle hervorschießen. Auf der andern Seite eine Handvoll Fürstenthöfe, uneinig, unehrlich, unfähig. Die deutsche Nation hat diesen Krieg nicht geführt, ja, man muß es aussprechen, nicht einmal begriffen. Wo blieb die Erregung, der patriotische Zorn, die doch noch hundert Jahre früher, als Ludwig XIV. das Elsaß raubte, das deutsche Volk geschüttelt und in der Literatur einen starken Ausdruck gefunden hatte? Zwar ist es eine Lüge, die Bevölkerung der Rheinlande habe in edler Begeisterung ihre Vereinigung mit den neufränkischen Brüdern freiwillig vollzogen. Die Volksabstimmungen, die man veranstaltete, um die Eroberung zu maskieren, lieferten beschä-

mend kleine Zahlen, wo nicht Gewalt nachhalf. Der angebliche Anschlußwille der Rheinländer war eine kolossale Fälschung, so wie einst die Sprüche der Reunionskammern nur dreiste Rechtsverdrehungen gewesen waren, und die neueste französische Literatur — es sind leider auch illustre Namen darunter, von lärmenden Tagesschriftstellern zu schweigen — entehrt sich selbst, wenn sie diese Fälschung aufrechterhalten will. Darüber kann kein Zweifel aufkommen: die örtliche Bevölkerung hat die französische Herrschaft nicht gewollt, sie hat sie über sich ergehen lassen, weil sie sie nicht abzuwenden vermochte. Sie war, wie der französische General in Aachen ihrem passiven Widerstreben zornig entgegenhielt, „nicht reif für die Freiheit“. Aber ebensowenig kann von einem ernsthaften Widerstand die Rede sein, und während die Menge sich grollend fügte, gab es — auch das soll nicht geleugnet noch beschönigt werden — überall im gebildeten Bürgertum „erleuchtete Köpfe“, die das Licht der französischen Freiheit jubelnd begrüßten, darunter Namen, die keinen schlechten Klang hatten, einen Eulogius Schneider, Georg Forster, den Juristen Böhmer, den ganzen Klub der Freiheitsfreunde in Mainz, den jungen Joseph Görres in Koblenz usw. Im übrigen Deutschland vollends lauscht man vergeblich nach einem Ton, ähnlich dem, der Ludwig XIV. entgegengeklungen war.

Man muß auch dies zu verstehen suchen. Was in Paris geschah, war zunächst als ein Sieg der Vernunft über die Finsternis erschienen und hatte schon darum allgemeinen Beifall gefunden. In dem lauten Chor der Bewunderer und Lobredner Frankreichs hört man keine dissonierende Stimme. Wenn führende Geister wie Klopstock, Schiller, Kant die Anfänge der Umwälzung in Frankreich mit lebhaftem Beifall begrüßten, als handelte es sich um eigenen Gewinn, wenn sogar ein regierender Fürst wie der Herzog von Gotha in den Pariser Vorgängen einen großen Schritt vorwärts zur Glückseligkeit der ganzen Menschheit erblickte, so wundert man sich nicht, daß die Schar der *Dii minorum gentium*, daß insbesondere die Jugend in ihrer Bewunderung des neufränkischen Evange-

hums gar kein Maß kannte. Gewiß klang die Losung von Freiheit und Gleichheit vielen Deutschen umso lieblicher, je weniger sie im Ernste hoffen konnten, daß nun auch in ihrem Lande mit überlebten Kastenunterschieden in der Gesellschaft und sinnlos gewordenen Vorrechten im Staatsleben würde aufgeräumt werden. Daß Schiller und Klopstock die Ehre des französischen Bürgerrechtes erhielten — Schiller mußte sich dabei die Umgestaltung seines Namens zu Gilière gefallen lassen —, hat wohl auch manchem geschmeichelt. Aus dieser Stimmung ist es zu erklären, daß der junge Tieck, während das deutsche Reich gegen Frankreich Krieg führte, gestand, es müsse doch ein großes Gefühl sein, unter Dumouriez zu fechten und zu fallen; daß Klopstock den Herzog von Braunschweig in der Ode „Der Freiheitskrieg“ vom Kriege gegen Frankreich abmahnte; daß Heinrich Voß zur gleichen Zeit unter dem Titel eines „Gesanges der Neufranken“ ein Gegenstück zur Marseillaise in beschämend schlechten Versen dichtete und Hölderlin an seine Schwester schrieb: „Bete für die Franzosen, die Verfechter der Menschenrechte!“ Die deutschen Soldaten waren ja „Söldner“, die französischen „freie Bürger“. Aber bald folgte die Ernüchterung. Nur sehr wenige waren es, die angesichts der Tatsachen ihr Urteil nicht gründlich revidierten, manch einer tat öffentlich Buße und Abbitte, wie Klopstock in der Ode „Mein Irrtum“ (1793 „Ach des goldenen Traums Wonn' ist dahin . . . Und ein Kummer, wie verschmähter Liebe, kümmert mein Herz“). Seit 1793 hörte man aus den führenden Kreisen kaum etwas anderes als Abscheu und Grauen über Frankreich und die Franzosen. Der alte Kant stand sehr allein, da er noch 1794 im Privatgespräch sich ganz eingenommen für die Revolution zeigte und sogar für die Jakobiner eintrat.

Und trotzdem diese stumpfe Gleichgültigkeit, mit der man zusah, wie Frankreich das deutsche Rheinland unter dem Schein der Freiheit an sich brachte! Auf den Umschlag der Stimmung gegenüber Frankreich ist diese Tatsache ohne jeden Einfluß gewesen; der rücksichtslose Griff nach deutschem Land und Volk blieb ohne Antwort, wurde ohne Protest hin-

genommen. Dafür gibt es nur eine Erklärung: das deutsche Nationalgefühl lag in tiefem Schlaf wie noch nie.

Angesichts dieser ungeheuerlichen Tatsache erscheint die immerhin befremdliche Zahl von einzelnen Deutschen belanglos, die seit der Revolution im französischen Staatsleben eine Rolle spielen, wie der gewandte Schwabe Reinhard, der gelehrte Böhmer, der enthusiastische Anacharsis Cloots aus dem Rheinland, der schon 1786 in einer Druckschrift die Rheingrenze für Frankreich gefordert und vor allem verlangt hatte, daß Cleve, „mein heimatliches Tal, meine Wiege, mit Frankreich vereinigt werde“; nicht zu reden von den deutschen Elsässern, den Reubel, Koch, Roederer, Kellermann, Kleber und wie sie alle hießen, die als Generäle, Regenten, Parlamentarier der Republik sich hervortaten. Indem sie dem französischen Staate dienten, setzten sie die Tradition der deutschen Offiziere und Soldaten fort, die bisher ganze Regimenter des französischen Königs gefüllt hatten, Regimenter, deren Namen ihre Herkunft bezeichneten — Royal-Allemands, Royal-Bavière, Royal-Deux-Ponts usw. —, die hauptsächlich aus Deutschen und Elsässern bestanden und in denen allgemein deutsch gesprochen wurde. Die deutschen Soldtruppen waren abgelöst durch ein Häuflein geistiger Reisläufer, die ihr Vaterland noch ungescheuter verleugneten.

Die deutsche Nation hat den Krieg gegen Frankreich nicht geführt und das deutsche Reich auch nicht. Es dauerte fast ein Jahr, bis es sich entschloß, ihn wenigstens zu erklären — daß eine Reichsangelegenheit den äußeren Anlaß gegeben hatte, schien vergessen —, seine kriegerischen Leistungen waren und blieben gleich Null. Die Last der Kriegführung lag ganz auf den beiden deutschen Großmächten, Österreich und Preußen, die einander nicht trauten und ihre eigentlichen Absichten sorgsam voreinander verheimlichten. Ihre Kräfte ließen sich nicht addieren, im Gegenteil, die Uneinigkeit im Oberbefehl bewirkte, daß sie voneinander subtrahiert erschienen. So ging das Rheinland verloren. Als Preußen, der erfolglosen zwispältigen Kriegführung müde und durch die polnische Frage stärker angezogen, Kaiser und Reich im

Stiche ließ und im April 1795 seinen Separatfrieden zu Basel schloß, hätte Österreich allein der Aufgabe immer noch gewachsen sein können, wären seine Heereseinrichtungen bessere und das Feldherrntalent nicht auf der Gegenseite gewesen. Die glücklichen Operationen der Jourdan, Hoche und Moreau, schließlich das glänzende Auftreten des jungen Bonaparte brachten die Entscheidung. Auch Österreich schloß im Herbst 1797 zu Campoformio seinen Frieden, einen eigennütigen Frieden nicht weniger als der preußische gewesen war, einen Frieden auf Kosten Deutschlands. Es vertauschte die Lombardei mit dem wertvolleren Venedig und entschädigte sich selbst mit Salzburg und dem Innviertel dafür, daß das deutsche Reich das Rheinland verlor. Nach einem zweiten, kürzeren, aber auch minder glücklichen Waffengang — Marengo und Hohenlinden sind die beredten Namen dafür — bestätigte der Friede von Lunéville (1801) das frühere Ergebnis. Im Namen des Reiches vollzog hier der Kaiser die Abtretung des ganzen linken Rheinufers.

Es war noch keineswegs das Ende, es war nur der Anfang vom Ende. Wie weit entfernten sich doch die französischen Unterhändler auf dem Rastatter Kongreß (1798) von der Wahrheit, als sie die Dreistigkeit hatten, den Deutschen vorzustellen, die Abtretung des linken Rheinufers liege in ihrem eigenen Interesse, da auf diese Art für ihre Sicherheit durch eine unveränderliche Grenze gesorgt sei! Kaum war der Rhein die Grenze, so begannen die französischen Übergriffe auf das rechte Ufer. Die weltlichen Fürsten und Herren, die durch die Abtretung Land und Leute verloren, mußten entschädigt werden — auf dem rechten Ufer. So war es schon 1795 in Basel für Preußen in Aussicht genommen, das damals Cleve aufgab, so wurde es in Campoformio und Lunéville ganz allgemein festgesetzt. Zur Entschädigung sollten die Länder der geistlichen Fürsten dienen. Der Gedanke ist von Frankreich ausgegangen; in ihm traf das revolutionäre Prinzip mit dem französischen Staatsinteresse zusammen.

Nichts war den Menschen der Revolution, ja man kann

sagen, der ganzen Generation von 1789 ein ärgerer Greuel als das geistliche Fürstentum, die Herrschaft der Pfaffen. Sie in Frankreich selbst zu beseitigen, war nicht schwer gewesen, sie sollte aber auch sonst überall verschwinden. Das gehörte zur Propaganda, zum Siege der revolutionären Ideen. Darum war die deutsche Reichsverfassung mit ihren vielen Pfaffenstaaten den Franzosen verhaßt. Sie mußte fallen, mußte reformiert werden; sie hätte sonst wie ein lebendiger Protest gegen die Revolution andauernd über die Grenze geschaut. Das Verschwinden der geistlichen Fürstentümer war aber auch für die französische Politik ein reeller Gewinn, denn jene bildeten die natürliche Gefolgschaft des Kaisers, also eine Stütze der österreichischen Macht. Ihre Stimmen schufen im Reichstag die Mehrheit, durch sie konnte Österreich das Reich hinter sich herziehen. In Österreich aber hatte Frankreich — das kennen wir als allgemeine Meinung seit langem — seinen Erbfeind zu sehen. Wenn Österreich erniedrigt, geschwächt werden sollte, so gehörte dazu, daß man ihm seine Gefolgschaft im Reich, seine Mehrheit im Reichstag zerstörte.

Wir stehen an dem Punkt, wo die Linie der deutsch-französischen Beziehungen moralisch am tiefsten sinkt. So demütigend die Erfahrungen früherer Zeiten sein mögen, so schmerzhaft wir die Erinnerungen an den Raub von Straßburg, an so viele verlorene Schlachten, an die Erniedrigung Preußens empfinden, es ist doch alles nichts gegenüber dem Schauspiel, das sich nach dem Lunéville Frieden darbietet. Die Waffenehre kann wiederhergestellt, die Scharte einer verlorenen Schlacht durch neue Siege ausgewetzt werden, und wir wissen, daß es geschehen ist. Der Staat Friedrichs des Großen hat sich größer und besser aus der Erniedrigung wieder erhoben. Nie zu tilgen ist die Schande, die Deutschlands Fürstenhäuser auf sich und die Nation geladen haben, als sie sich vor dem französischen Sieger in den Staub warfen, um einige Fetzen Land und einige tausend Untertanen mehr zu erschnappen.

Die Maßregel, um die es sich handelte, die Säkularisation

der geistlichen Fürstentümer, der Erzbistümer, Bistümer und Abteien, und ihre Einverleibung in die benachbarten größeren Staaten; sodann drei Jahre später die Fortsetzung davon, die Mediatisierung der Kleinen und Kleinsten unter den weltlichen Ständen, Fürsten, Grafen, Freiherren, Ritterschaft und Städte, die das gleiche Schicksal traf, in den größeren Nachbarn aufzugehen, dieses Auslüften der Mottenkiste des Heiligen Römischen Reiches, die Liquidation des Mittelalters, sie hätte eine Wohltat sein können. Es war sicher kein Unglück, daß die etwa 250 Karikaturen des Staatsbegriffes, die die deutsche Karte aufwies, verschwanden, insbesondere daß der Unfug der geistlichen Fürstenthöfe ein Ende fand. Es konnte ein Glück sein, wenn Deutschland die Tat aus eigenem Entschluß und in freier Selbstbestimmung durchgeführt hätte. Statt dessen wurde sie ihm vom siegreichen Ausland vorgeschrieben und die Ausführung bis ins einzelne aufgenötigt, zu fremdem Nutzen, mitunter nach Gunst und Laune. Da sah man sie denn zu Füßen des Siegers, all diese Potentaten und Potentätchen, die sonst in ihrem engen Kreise den Gott auf Erden zu spielen liebten; ihre Vertreter füllten die Vorzimmer der französischen Machthaber, katzbuckelten, schmeichelten, machten sogar dem Schoßhund des Ministers den Hof, zahlten mit vollen Händen und versprachen mit noch vollerm Munde auf dem großen Trödelmarkt irdischer Herrlichkeit, der in Paris eröffnet war. Wenn die Franzosen schon bisher hochmütig auf die Deutschen herabgesehen hatten, jetzt lernten sie sie aufs tiefste verachten.

Mit dieser Stimmung erfüllte sich ein für alle Male auch der junge General, der durch eine Kette von unerhörten Kriegserfolgen Herrscher in Frankreich geworden war, der Erste Konsul, bald Kaiser der Franzosen, Napoleon. Er hatte das knechtische Treiben deutscher Kleinstaaterei schon auf dem Kongreß zu Rastatt (1799) beobachtet. Jetzt sah er mit eigenen Augen in den Abgrund von Würdelosigkeit, zu der sich deutsche Fürsten und Minister erniedrigten. Für ihn war es seitdem ausgemacht, daß Deutschland nur eine willen-

lose Masse sei, die man nach Belieben zum Vorteil Frankreichs kneten könne, ein Land, das Soldaten und Geld herzugeben habe für die Zwecke Frankreichs.

Diese Zwecke stiegen immer höher. Der Kaiser der Franzosen brauchte keinen römischen Kaiser neben sich: der Sieg bei Austerlitz nötigte den Habsburger, die Krone des Reiches niederzulegen, dessen größere Fürsten sich auf Napoleons Betreiben für souverän erklärt hatten. Die Stelle des Reiches nahm jetzt der Rheinbund ein, auf dem Papier ein wohlgeordneter Staatenbund mit einer schönen Verfassung, von der aber nichts weiter Wirklichkeit wurde als das französische Protektorat, das die Stellung von Truppen und den Verzicht auf eigene auswärtige Politik auferlegte. Die stolzesten Träume Ludwigs XIV. waren erfüllt: die Kaiserkrone dem Hause Habsburg entrissen, Frankreich gebietende Macht auf dem Festland Europas, seine „natürlichen Grenzen“ erreicht und jenseits ihrer eine gehorsame Gefolgschaft deutscher Fürsten, die ihm ihre Erhöhung verdankten und gegen die ehemalige Kaisermacht Österreich eine lebendige Schutzmauer bildeten.

Am Vorabend der Revolution, im Jahre 1787, hatte ein Beamter des französischen Ministeriums in einer Denkschrift über die damalige Lage die Worte geschrieben: „Deutschland ist ein Bollwerk Frankreichs, das in seinem gegenwärtigen Zustand zu erhalten ebenso wichtig für den König ist wie die Erhaltung seiner eigenen Lande. Aus diesem Grunde hat der Westfälische Friede immer für eins der schönsten Kleinode der Krone gegolten.“ Ebenso hatte Rousseau gemeint, die Verfassung des deutschen Reiches und der Westfälische Friede würden sicherlich für immer die Grundlage der französischen Politik bilden. Das war nun überholt, der Westfälische Friede war überboten. Vom Osten her hatte Frankreich nichts mehr zu fürchten, im Gegenteil, die Kräfte Süddeutschlands, die neuen Souveräne, die dort regierten, die Könige von Bayern und Württemberg, die Großherzöge von Baden und Hessen, Könige und Großherzöge von Frankreichs Gnaden, standen jederzeit zu Frankreichs Verfügung,

die deutsche Division des Rheinbunds ergänzte in willkommener Weise die französische Armee und erlaubte es, die Menschenkräfte des eigenen Landes zu schonen.

Aber auch das genügte noch nicht. Es gab in Deutschland einen Staat, der noch unabhängig dastand und groß genug war, in Verbindung mit andern Mächten Frankreich gefährlich zu werden: Preußen.

Einen merkwürdigen Anblick bietet die Geschichte der preußisch-französischen Beziehungen in diesen Jahren. Man hat in Paris eine unverhohlene Achtung, ja Bewunderung für den Staat Friedrichs des Großen. Wie oft begegnet in den Reden der Nationalversammlung der Hinweis auf diesen König, wie manche Generäle des Revolutionsheeres hatten im Dienst unter seiner Fahne oder im Kriege gegen ihn sein Genie aus der Nähe kennengelernt! Einem Bündnis mit Preußen war die Stimmung entschieden günstig. So hatte man ja auch unter dem Königreich gedacht, und die Revolution, die Nationalversammlungen, der Konvent, der Wohlfahrtsausschuß sind in diesem Punkte den Überlieferungen der Monarchie treugeblieben. Mit merkwürdiger Zähigkeit haben sie daran festgehalten, in Preußen ihren natürlichen Bundesgenossen gegen Österreich zu sehen. Um es zu gewinnen, war man sogar bereit, es größer und stärker zu machen durch Zuwachs an Land im Osten und Einfluß in Deutschland, durch Erweiterung der Grenzen, vielleicht sogar durch Wiederherstellung Polens unter einem preußischen König. Mit solchen Absichten näherte man sich im Sommer 1798 dem preußischen Hof. Träger der Sendung war niemand anders als der ehemalige Abbé Sieyès. Die Aufnahme, die er fand, die Beobachtungen, die er machte, ließen ihn andern Sinnes werden. „Wenn man dieses Land in der Nähe sieht,“ so faßte er sein Urteil zusammen, „dieses Land, das die Franzosen so wenig kennen, so ist man erstaunt, daß es in Frankreich eine Partei für sich hat.“ Aber er drang nicht durch; in Paris blieb man bereit zum Bündnis, von dem Preußen nichts wissen wollte.

Auch Napoleon hat lange im Bann dieser Gedanken ge-

standen. Bei der Verteilung der Beute der Säkularisationen wurde Preußen auffallend begünstigt. Für die kleinen Gebietsstücke, die es links des Rheines aufgegeben hatte, bekam es mehr als zehnfachen Ersatz. Auch nachher noch hat Napoleon nicht aufgehört, Preußen zu umwerben. Er bot ihm Hannover, die Herrschaft über ganz Norddeutschland, sogar den Kaisertitel. Zum Scheine ist das sicher nicht geschehen. Es wäre sein größter Triumph gewesen, das Land des großen Königs in die Schar der französischen Vassallen einzureihen. Denn dies freilich war die unerläßliche Bedingung, darauf kam es ihm hauptsächlich an, Preußen so fest an sich zu ketten, daß die einzige Koalition, die er noch auf dem Festland zu fürchten hatte, Rußland, Österreich und Preußen, unmöglich wurde. Als das nicht gelang, seine Lockungen in Berlin nicht verfangen, dagegen die innere Schwäche, die Haltlosigkeit und zugleich die Unzuverlässigkeit der preußischen Regierung immer deutlicher hervortrat, da beschloß er die Vernichtung des unbequemen Nachbarn. Daß sie möglich sei, glaubte er zu erkennen. Der Tag von Jena und Auerstädt, noch mehr der klägliche Zusammenbruch von Heer und Staat nach der Niederlage bewiesen, daß er richtig gerechnet hatte, und der Sieg bei Friedland bestätigte das Ergebnis.

Jetzt war er Herr über ganz Deutschland. Wäre es auf ihn allein angekommen, er hätte Preußen verschwinden lassen. Die Rücksicht auf Rußland bewog ihn, dem König die Provinzen östlich der Elbe zu lassen. Auch dieses verstümmelte Preußen war durch Besatzungen und Tributzahlungen fest in seiner Hand, keines eigenen Willens mehr fähig, ein französischer Vassallenstaat nicht weniger als die Staaten des Rheinbunds, als das Königreich Westfalen, das Großherzogtum Berg, mit denen er Bruder, Schwager, Neffen ausstattete, die neugebackenen Apanagen des ebenso neugebackenen französischen Kaiserhauses. Hätte Napoleon alle deutschen Fürsten beseitigt und sich selbst zum deutschen Kaiser oder König erklärt, Deutschland wäre seinem Willen nicht vollständiger unterworfen gewesen, als es jetzt schon war. Von

dieser Stellung aus glaubte er wohl, den großen Kampf siegreich zu Ende führen zu können, zu dem alle deutschen Feldzüge ja nur Begleiterscheinung waren, den Kampf gegen England. Nicht ohne symbolische Bedeutung ist es, daß er das Edikt der Kontinentalsperre, das dem Festland von Europa den Handel mit England untersagte, aus Berlin datiert hat.

Man hat die Unterwerfung Deutschlands als einen ungeheuern Fehler getadelt, der sich nur aus dem gewaltsamen, immer auf Krieg und Schlachtensieg gerichteten persönlichen Temperament Napoleons erklären lasse. Kein Geringerer als Treitschke hat die französische Nation davon freigesprochen, in deren Sinn solche Ausschreitungen nicht gewesen seien. Das trifft schwerlich zu. Den Anteil, der an den Entschlüssen Napoleons seiner natürlichen Kriegslust, dem Soldatenblut zukommt, braucht man nicht zu verringern, so kann man seinen Gedanken die innere Konsequenz doch nicht absprechen. Wenn er England besiegen wollte, ohne es anzugreifen zu können — seit der Schlacht bei Trafalgar besaß Frankreich keine Kriegsflotte mehr —, so mußte er den Kontinent beherrschen, mußte er seine Küsten und Häfen in der Gewalt haben, um Englands Handel zu töten und seine Finanzkraft zu brechen. Darum konnte er Deutschland so wenig wie Italien und Spanien die Selbständigkeit lassen, darum mußten Hamburg und Lübeck ebenso wie Neapel und Barcelona französische Häfen sein. Aber selbst wenn es ihm nur um die Behauptung des linken Rheinufer zu tun war, mußte er Herr auch auf dem rechten sein. Er konnte sich da auf Turenne berufen, der bereits gesagt hatte: „Wer das linke Rheinufer behaupten will, muß auf das rechte hinübergehen.“ Das war zunächst militärisch-taktisch gemeint und ist in diesem Sinne unbestreitbare Wahrheit. Es ist aber in politischer Hinsicht nicht weniger richtig. Die vielgerühmte „natürliche“ Grenze war und ist eben keine wirkliche Grenze. Sie sei nur auf der Karte gut, hat Dumouriez selbst geurteilt, der sie ursprünglich verfochten hatte, aber durch Erfahrung eines Bessern belehrt war. Als Grenze kann der Stromlauf nur dienen, wenn ein Vorgelände auf dem

rechten Ufer ihn schützt. Diesen Streifen immer breiter auszugestalten, nötigten die bestehenden Verhältnisse und die Natur der Dinge. Ein Schritt zog da den andern unvermeidbar nach sich, bis das Vorgelände, das den Rheinbund, das Königreich Westfalen und das geknebelte Preußen umfaßte, sich schließlich bis zur russischen Grenze ausdehnte.

Wer wollte behaupten, daß dies nicht nach dem Sinne der großen Mehrheit der Franzosen gewesen sei? Die Politiker der alten Schule, die Staatsmänner, die die Kräfte und Verhältnisse Europas kannten und beurteilten, ein Talleyrand etwa, oder vorsichtige, mehr kluge als unternehmende Männer wie Napoleons Bruder Joseph, mochten wohl die Köpfe schütteln und besorgt sich fragen, wohin das alles führen solle? Die große Masse der Nation hat dem Kaiser nicht nur zugejubelt, wenn er von neuen Siegen heimkehrte, sie hat, als der Krieg nicht enden wollte, den Frieden wohl ersehnt — welches Volk hätte das nicht getan? —, aber an den Eroberungen, zumal an denen auf deutschem Boden, hat sie nichts auszusetzen gefunden. Sie waren ja nichts anderes als die restlose Erfüllung des uralten nationalen Gedankens, daß den Franzosen kraft ihrer Herkunft die Herrschaft in Europa gebühre. Das Streben der alten Könige nach der römischen Kaiserkrone, die Phantasien Pierre Dubois' aus den Tagen Philipps des Schönen, die Ansprüche Ludwigs XIV., alles, was frühere Zeiten auf diesem Gebiet geträumt, gewünscht, gesucht hatten: in den Taten Napoleons I. erscheint es zu neuem Leben erwacht und verkörpert. Darum ist und bleibt er der eigentliche Held der Nation, sein Name ist die kürzeste Formel für das durchlaufende Streben der französischen Geschichte.

In Napoleon hat Frankreich die deutsche Nation unterworfen — so möchten wir sagen. Die Nation selbst hat das nicht sogleich empfunden. Sie hat zunächst nicht gewußt, wie ihr geschah. Sie hielt sich nach wie vor für frei, ja vielleicht für freier als zuvor, da sie so viele ihrer „Zwingherren“ los geworden war. Daß jetzt der Wille eines fremden Herrschers in Deutschland gebot, wurde nur von wenigen rasch

begriffen, die meisten ließ es kalt. Nicht als ob es den Deutschen an Selbstgefühl gefehlt hätte. Im Gegenteil: der Gebildete von 1800 hielt sich und sein Volk für die Blüte der Menschheit, verachtete britischen Krämersinn, verabscheute welsche Roheit, die die edelste Bewegung der Menschheit in Strömen von Blut hatte untergehen lassen. Über alle Nachbarn dünkte sich der Deutsche erhaben, denn er lebte ja im Reich des Geistes, wo sein Volk soeben die größten Leistungen vollbrachte. Mochte die Erde den andern gehören, der Deutsche hatte seinen Platz im Himmel, wie der Poet in Schillers Gedicht, und das dünkte ihn mehr. Was damals im Volke an Patriotismus und Nationalbewußtsein lebte, das hielt sich an die geistigen Werte, deren man sich mit Stolz erfreute und die man nicht gefährdet glaubte. Politisch lebte man sozusagen in der vierten Dimension. Auch das Ende des deutsch-römischen Kaisertums hat daran wenig geändert. Es wurde wohl hie und da mit Trauer und Wehklagen, in Norddeutschland vorwiegend gleichgültig, sogar mit leichtem Spott aufgenommen. Von patriotischem Zorn war wenig zu spüren. Schriften wie die des Buchhändlers Palm, der seine Tat mit dem Leben bezahlte, über „Deutschland in seiner tiefen Erniedrigung“ blieben vereinzelt. Wie konnte man auch ein Aufflammen stärkerer Empfindungen verlangen, wo jedes greifbare Ziel gefehlt haben würde? War es dem denkenden Patrioten zuzumuten, daß er Gut und Blut dransetze für — ja wofür? Etwa für die Wiederherstellung der politischen Rumpelkammer, die sich Heiliges Römisches Reich genannt hatte? In den Teilen Deutschlands, die gemeinhin das Reich hießen, hatte der deutsche Patriotismus kein Objekt, weil es dort einen deutschen Staat nicht gab. Man begreift es daher nur zu gut, daß auch die Freunde des Vaterlands nicht über wehmütige Klagen hinauskamen, und man begreift auch, daß Napoleon — er stammte ja aus der Schule von Robespierre — überzeugt war, die Mißstimmung, die sich vereinzelt zu äußern begann, mit einigen abschreckenden Exempeln rasch unterdrücken zu können.

Das wurde mit einem Schlage anders, als Preußen am

Boden lag. Hier wurzelten die patriotischen Gefühle in einem lebendigen Staatswesen, das noch vor kurzem die Bewunderung der Welt gewesen war und das sich nur auf sich selbst zu besinnen brauchte, um an der Zukunft nicht zu verzweifeln. An das Schicksal Preußens, an seine Vergangenheit und seine Hoffnungen klammerte sich der deutsche Patriotismus, an ihm ist der deutsche Wille erstarkt.

So ist es denn nicht anders: das nationale Bewußtsein der Deutschen im politischen Sinn ist durch Frankreich zuerst geweckt worden. Am Beispiel der Franzosen hatte man gelernt, was im Leben eines Volkes Vaterland und Nation bedeuten, ihnen verdankte man das Vorbild moderner Verwaltung, das in den neuen deutschen Mittelstaaten Nachahmung fand. Jetzt lernte man unter der Skorpionenzucht ihrer Herrschaft auch den Weg von Gefühlen zum Willen und zur Tat finden.

Mit dem Jahr 1807 beginnt die Wandlung. Das Weltbürgertum ist wie mit einem Schlage überwunden durch den Gedanken des Vaterlands. Die Nation ist erwacht, sie rüstet sich zum Handeln. Kleist, Körner, Arndt sind ihre Dichter, und sogar Goethe erlebt einen Moment, wo er mit Tränen im Auge sich wünscht, durch Dörfer und Schulen ziehen zu dürfen als Bänkelsänger der deutschen Schmach. Als Österreich 1809 unter der Leitung des Schwaben Stadion den Augenblick gekommen glaubte, das Geschehene rückgängig zu machen, da durfte es seinen Kriegsruf an die deutsche Nation richten, daß sie helfe, „Deutschland die Unabhängigkeit und Nationalehre wieder zu verschaffen, die ihm gebühre“.

Noch war es zu früh. Noch einmal siegten Frankreichs Waffen bei Wagram, und der Volksaufstand in Tirol, das erste Feuerzeichen einer neuen Zeit, ward blutig erstickt. Aber vier Jahre später, als der leichtsinnig unternommene, schlecht vorbereitete, jämmerlich gescheiterte Feldzug nach Rußland die Flanke des Weltreichs aufgerissen hatte, da trat die Wendung ein.

Eine Wendung von Grund aus. Was 1813—1815 gegen

Frankreich kämpfte, das waren nicht mehr die Kabinette; jetzt endlich war die Nation in den Kampf eingetreten. Durch ihre großen Führer, Stein, Gneisenau, Scharnhorst, Blücher, riß sie die Regierungen fort und zwang sie fast wider ihren eigenen Willen, den Willen der Nation zu vollstrecken. Kein Vorgang ist beredter als der Übergang der Soldaten Württembergs in der Schlacht bei Leipzig aus dem französischen Lager, wohin ihr König sie gestellt hatte, in das der Verbündeten, wo die deutsche Sache war. Selbst Bayerns König, der einst in Straßburg ein Regiment kommandiert und sich von Ludwig XVI. eine Million Schulden hatte bezahlen lassen, der „bei jedem Siege der französischen Waffen gefühlt hatte, daß er ein Franzose sei“, dem der Franzose Montgelas sein Königreich nach französischem Muster aufgebaut hatte, der Napoleon am meisten verdankte und den der Kaiser am festesten an sich gekettet zu haben glaubte, selbst er sah sich gezwungen durch die öffentliche Meinung seines Landes, sich den Gegnern Frankreichs anzuschließen.

Daß in dem Kampf, der der Napoleonischen Herrlichkeit ein Ende bereitete, die deutschen Kräfte die Entscheidung gebracht haben, ist nie bezweifelt worden. So endete der Krieg, wie er begonnen: als ein deutsch-französischer Krieg. Deutschland hat den Siegespreis, der ihm dafür gebührte, nicht erhalten. Es hatte seine Freiheit wieder, aber es gewann nichts. Wenig fehlte, so hätte es sogar den schwersten Verlust erlitten.

Heute hat man Mühe zu verstehen, wie es möglich war, daß noch ein Vierteljahr nach der Schlacht bei Leipzig die ernsteste Gefahr bestand, Frankreich könne das linke Rheinufer behalten. Dem geschlagenen Frankreich haben die siegreichen Verbündeten den Frieden angeboten auf Grund der Belassung seiner „natürlichen Grenzen“, Pyrenäen, Alpen und Rhein; sie verhiessen ihm eine „Ausdehnung seines Gebietes, wie es sie niemals unter seinen Königen gehabt“. Napoleon lehnte ab. Er mußte ablehnen, weil die französische Nation ihm, dem Emporkömmling, der nichts besaß außer seinem Ruhm, schon den Rückzug hinter den Rhein nicht verziehen

haben würde. So wurde das Rheinland vor dem Schicksal bewahrt, ein zweites Elsaß zu werden; es war für Deutschland gerettet. Zu Ende Januar 1814 stellten die Verbündeten die Bedingung auf, die in den beiden Pariser Friedensschlüssen von 1814 und 1815 erfüllt worden ist: Frankreich mußte auf der ganzen Linie in die Grenzen zurückweichen, die es im Jahre 1792, an der Schwelle der Revolutionskriege, besessen hatte.

Uns scheint es unbegreiflich, daß dies nicht vom ersten Tage an das Mindestmaß der Forderungen war. Hätte man an den Stellen, die zu entscheiden hatten, die Friedensbedingungen ebenso, wie es in Frankreich geschah, vom Standpunkt der Nation, ihres Rechtes und ihrer Sicherheit behandelt, so wäre ein Schwanken undenkbar gewesen. Die deutsche Nation aber ist in jenen Jahren, die ihr Schicksal für zwei Menschenalter bestimmten, wohl in der Öffentlichkeit durch den Mund einzelner Schriftsteller wie Arndt, Görres, Luden beredt und nachdrücklich zu Worte gekommen, im Rate der Gewaltigen war sie nur nebenher, etwa durch den persönlichen Einfluß eines Privatmannes wie des Freiherrn vom Stein oder durch die von Selbstsucht nicht freien Vorstellungen kleinstaatlicher Fürsten und Staatsmänner vertreten. Die Entscheidung hing nicht von ihr ab.

Gab es denn überhaupt eine deutsche Nation? Gewiß lebte sie in den Gemütern vieler, aber doch mehr als Forderung der Zukunft. Starke Impulse waren im Freiheitskampf lebendig geworden, aber sie entsprangen mehr einem primitiven Gefühl als klarem Wollen. Ein staatliches Nationalbewußtsein hatte sich noch nicht gebildet und konnte sich nicht über Nacht bilden. Die Unwahrhaftigkeit der staatlichen Zustände, in denen das deutsche Volk seit Jahrhunderten gelebt hatte, dieses Kaisertum ohne Hand und Fuß, dieses Reich, dessen Grenzen sich überall im Ungewissen verloren, mit seiner staatsrechtlichen Problematik ein unerschöpfliches Thema für die spitzfindige Gelehrsamkeit der Juristen, gleich einer Leiche, die zur Sektion einlädt; dazu im besonderen noch die menschenalterlange Gewohnheit, Frankreich auf dem linken

Rheinufer eine tatsächliche Oberhoheit ausüben zu sehen — das alles konnte freilich den meisten die Frage aufdrängen, ob denn dieses Land notwendig zu Deutschland gehöre, so daß Ernst Moritz Arndt erst beweisen mußte, was für ein lebendiges Nationalgefühl keines Beweises bedurft hätte: daß der Rhein Deutschlands Strom, nicht Deutschlands Grenze sei. Nationale Politik aber und politisches Nationalbewußtsein, wie sollten sie möglich sein, wo der nationale Staat fehlte? Echter Patriotismus kann nun einmal ohne Staat nicht leben, das bloße Heimatgefühl genügt nicht, ihn zu nähren.

Wohl gab es zwei Großmächte, die sich deutsche nannten; aber weder für Österreich noch für Preußen waren die Bedürfnisse Gesamtdeutschlands maßgebend. In Österreich regierte Kaiser Franz I., ein halber Italiener, dem deutsches Empfinden so fremd war, daß er jedem Landerwerb, auch der Geltendmachung alter habsburgischer Rechte in Süddeutschland ängstlich auswich, um sich desto fester in Italien einzunisten. Die deutsche Kaiserkrone würde er nur als Unbequemlichkeit empfunden haben. Metternich aber, dem die neueste Geschichtschreibung umsonst bemüht ist ein deutschnationales Ordensbändchen anzuheften, dieser Metternich hat sich selbst und seiner Politik einmal die richtige Aufschrift gegeben, als er im späten Alter den Ausspruch tat, auch er hätte wohl einmal lebhaft deutsch fühlen können, wenn er es nicht vorgezogen hätte, der österreichische Staatskanzler zu werden. Österreich war eben Österreich, nicht Deutschland, und auch Preußen hatte seine Aufgabe noch nicht so tief erfaßt, daß ihm alles, was Deutschland frommte, als eigenes Bedürfnis erschienen wäre. Zu allem andern standen die geheimen Gedanken und Wünsche der beiden Großmächte so wenig miteinander im Einklang, daß es im Streit um die Friedensbedingungen beinahe zum Kriege zwischen ihnen gekommen wäre. In der europäischen Staatengesellschaft gab es keine deutsche Nation.

So war es denn 1814 und 1815, nach dem ersten großen deutschen Siege über Frankreich, nicht anders, als es seit

dem Westfälischen Frieden immer gewesen war: Deutschland war zu einer passiven Rolle verurteilt, es mußte sein Schicksal hinnehmen, wie es ihm von andern diktiert wurde, und die Regelung seines Verhältnisses zu Frankreich von andern sich vorschreiben lassen. Das Diktat aber richtete sich in diesem Falle nach den übereinstimmenden Bedürfnissen Englands und Rußlands. Diese wiederum waren wenig geneigt, Frankreich auf dem Festland schwächer zu machen, als es 1792 gewesen war, und damit das überlieferte Gleichgewicht der Mächte in Frage zu stellen. Darum lehnten sie eine Forderung hartnäckig ab, deren Erfüllung den deutsch-französischen Beziehungen, ja der Zukunft ganz Europas für immer eine andere Wendung gegeben haben würde: die Herausgabe des Elsaß.

Die Forderung war schon, bevor die letzte Entscheidung mit den Waffen gefallen war, erhoben worden. Noch im Kriegsjahr 1813 trat Ernst Moritz Arndt mit seiner Schrift über den Rhein an die Öffentlichkeit und entwarf Hans von Gagern seine „Berichtigungen einiger irriger politischer Ideen“. In beiden wurde mit überzeugenden Gründen dargetan, daß das Elsaß durch Natur und Geschichte zu Deutschland gehöre und um politischer Zweckmäßigkeit willen zu Deutschland zurückkehren müsse. Während der Friedensverhandlungen selbst war es vor allem Gneisenau, der die gleiche Forderung mit strategischen Argumenten nachdrücklich verfocht. Dieselben Gesichtspunkte entwickelte in einer Weise, die noch heute erschöpfend und überzeugend genannt werden muß, eine Denkschrift aus dem bayrischen Generalstab. Es war umsonst. Wie der Zar Alexander I. sich den Vorstellungen des Freiherrn vom Stein hartnäckig verschloß, so prallten bei den Vertretern Englands die Überredungen ihres hannöverschen Kollegen, des Grafen Münster, wirkungslos ab. Der Friede vom 30. Mai 1814 beließ den Franzosen das Elsaß.

Ein erneuter Ansturm nach dem Siege bei Waterloo und vor dem zweiten Friedensschluß hatte keinen besseren Erfolg. Diesmal übernahm Preußen, leider nur zu spät, die Führung.

Mit Eifer und Nachdruck stritten Hardenberg und Humboldt, unterstützt von den Generälen Gneisenau, Boyen, Knesebeck, für das deutsche Elsaß. Mit fast noch größerer Entschiedenheit tat es eine württembergische Denkschrift. Auch Baden äußerte sich im gleichen Sinn, und Gagern als Vertreter Hollands griff abermals zur Feder, um auf die Engländer zu wirken. Es half nichts, die Forderung drang nicht durch. Vielleicht hätte ein konzentrischer Angriff aller Gleichgesinnten mit gemeinsamem Ziel mehr Erfolg gehabt. Aber dazu kam es nicht, weil man nicht einig war, was aus dem abzutretenden Lande werden sollte. Die Vorschläge kreuzten und hemmten einander. Stein wollte aus dem Elsaß ein Königreich für den Erzherzog Karl machen, Württemberg verlangte es ganz oder teilweise für sich, Baden hätte gern desgleichen getan, fürchtete sich aber vor bayrischen Ansprüchen. Ein verständnisvolles Zusammenwirken zwischen den süddeutschen Staaten und Preußen, das gewiß nicht ohne Eindruck auf die Großmächte geblieben wäre, kam nicht zustande, und so fiel die Forderung zu Boden. Der sie zu Fall brachte, war niemand anders als — Metternich. Während sogar sein Kaiser in diesem Fall mehr Energie verriet, begnügte sich der Staatskanzler mit einer sehr platonischen Vertretung der deutschen Wünsche und war schließlich, England zu Liebe, mit der Abtretung des Saarbeckens nebst Landau zufrieden, die man 1814 noch Frankreich gelassen hatte. So hatte Frankreich durch England gesiegt, das deutsche Elsaß blieb französisch. Es war damals noch ein völlig deutsches Land. Noch im Jahre 1833 haben Beauftragte der Regierung festgestellt, daß in Städten wie Straßburg und Kolmar höchstens jeder siebente, auf dem Lande kaum der zweihundertste Mensch etwas Französisch verstehe, daß in den Schulen nur auf Deutsch unterrichtet werde und die Eltern sich dagegen wehrten, daß ihre Kinder überhaupt Französisch lernten.

Wer die 1814 und 1815 gewechselten Denkschriften durchgeht, erhält einen starken Eindruck von der Klarheit und Folgerichtigkeit, mit der die deutsche Seite ihre Ansprüche zu begründen gewußt hat. Am Ende war es ja auch nicht mehr

schwer, die richtige Erkenntnis von der Landkarte wie aus der Geschichte abzulesen: daß das französische Elsaß den deutschen Grenzschutz am Mittelrhein flankierte und seine Umgehung jederzeit erlaubte; daß Süddeutschland einem französischen Angriff von Straßburg aus dauernd offen lag; daß gegen beides nur die Vogesengrenze Abhilfe bot; daß Deutschland mit demselben Recht wie andere Länder und insbesondere wie Frankreich einen wirksamen Grenzschutz fordern durfte, zumal es bei seiner lockeren Bundesverfassung der schwächere Teil war; daß Frankreich der stete Störenfried Europas und ein dauernder und sicherer Friede nur möglich war, wenn es die Angriffsbasis am Oberrhein aufzugeben gezwungen wurde. Was irgend über diese Frage vom deutschen Standpunkt gesagt werden kann, hier ist es gesagt und gut und überzeugend gesagt worden. Aber es war in den Wind gesprochen, weil man es nicht hören wollte und die Macht fehlte, das Gehör zu erzwingen. Wohl hat auch auf englischer Seite die richtige Einsicht nicht ganz gefehlt. Unmittelbar nach dem Siege bei Waterloo herrschte dort in der Öffentlichkeit die Ansicht vor, die Verbündeten wären vollständig berechtigt, Frankreich die Eroberungen Ludwigs XIV. zu nehmen. Die Zeitungen nannten es den Gipfel der Unvorsichtigkeit, ihm die alte Grenze zu lassen. Aber die leitenden Staatsmänner standen auf dem Standpunkt, man dürfe Frankreich nicht zu großen Abtretungen zwingen, weil das, wie Lord Castlereagh ausführte, die Ursache neuer Kriege sein würde. Gneisenau erwiderte darauf mit schlagender Logik: „Ob Frankreich das linke Rheinufer und Belgien oder außer diesen den Verlust noch anderer Provinzen zu bejammern haben werde, ist einerlei, denn es wird dennoch stets trachten, diese Provinzen wiederzugewinnen, es möge nun von einem Bourbon oder von einem Direktorium oder von irgend einem neuen Abenteuerer beherrscht sein; seine Politik ist sich hierin stets gleich geblieben; stets hat es Eroberungen auf seiner Nord- und Ostseite zu machen gestrebt. Gegen ein solches Volk und eine solche Regierung muß man sich verwahren, und dies kann man nimmermehr anders, als

wenn man ihm Provinzen mit starken Stellungen abnimmt.“

Der deutsche General hatte es nicht schwer, die Scheingründe des edlen Lords zu zerpfücken. Er machte dennoch keinen Eindruck, weil er die wahren Gründe des Gegners nicht traf. Die Denkschrift Castlereaghs ist so matt, so faden-scheinig, ja so töricht, daß man deutlich spürt, sie sucht nur, nach echt englischer Methode, die wahren Gedanken ihres Verfassers hinter Vorwänden zu verbergen. Das, wofür alle Befürworter der Herausgabe des Elsaß sprachen, gerade das wollten die Engländer nicht, die dauernde Sicherung Süddeutschlands gegen französische Angriffe. Sie hatten daran kein dringendes Interesse. So wichtig es für sie war, Frankreich aus Belgien und vom Niederrhein zu verdrängen, der Oberrhein war ihnen gleichgültig. Seinetwegen Frankreichs Festlandmacht um eine ganze kostbare Provinz zu schwächen und die französische Masse in der Wagschale des europäischen Gleichgewichts um so viel zu erleichtern, paßte nicht in ihren Plan. Darin fanden sie sich mit dem Zaren. Auch Rußland konnte nicht wünschen, Frankreich so geschwächt zu sehen, daß es als Gegengewicht gegen Österreich nicht mehr wirkte. Darum blieb das Elsaß französisch.

Was das bedeutete, sprach Gneisenau in Sätzen voll patriotischer Bitterkeit aus. „Deutschland“, schrieb er, „soll der Gefahr steter Invasion ausgesetzt sein, Frankreich soll stets mächtig und geharnischt dastehen. Es soll zwischen seinen Festungen heraus Ausfälle machen können, die, wenn sie glücklich sind, ihm Provinzen und Schätze einbringen, wenn sie aber mißlingen, ihm Schaden nicht bringen dürfen. So will es die Politik. Vergeblich hat die Vernunft dagegen gestritten.“ Gneisenau knüpft daran eine Bemerkung von wahrhaft prophetischem Weitblick: „Was Frankreich wird abgenommen und wozu es wird verpflichtet werden, ist mehr als genug, um es zu erbittern und zu reizen, aber nichts wird geschehen, um uns andere zu schützen. Hierin der Keim zu neuen Kriegen.“ Er hat damit für die fernere Entwicklung der Dinge das Leitwort gesprochen.